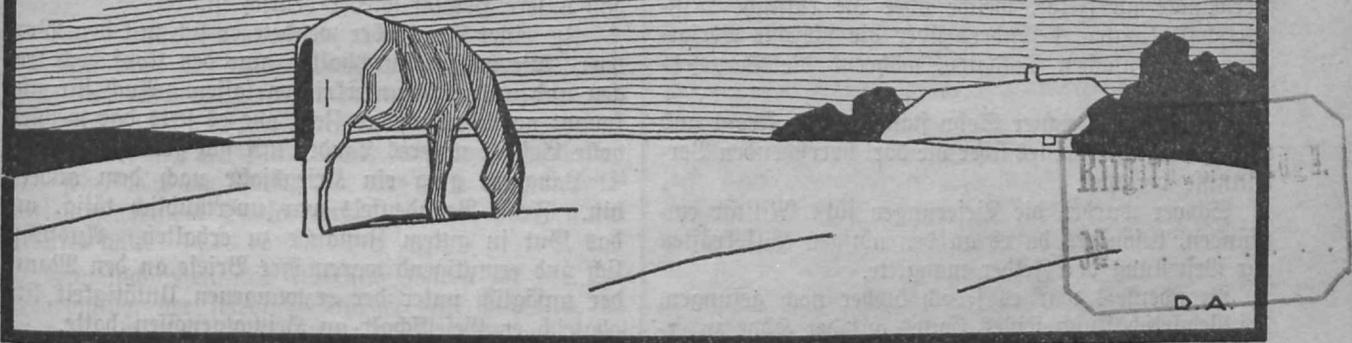


# Herzflammen 1929



Baltisches Haus- und Jugendblatt.

Bezugspreis: Vierteljährl.: 0,50 Kronen, Aus-  
land 0,60 Kr., Deutschland 0,70 Rmk., Lettland 0,80 Lat.  
Anzeigenpreis: für 1 mm der Anzeigenspalte  
3 Ct. (Ausland 0,05 Rmk.; Lettland 0,04 Lat.)  
Schriftleitung: Reval, Dom, Gerichtstr. 6.  
Geschäftsstelle: Revaler Bote, Reval, Naderstr. 12.

Erscheint  
einmal monatlich.

Einzelnummer 20 Cents.  
Manuskripte, die für die Schriftleitung bestimmt sind,  
dürfen nur auf einer Seite des Blattes beschrieben sein.  
Name und Adresse des Verfassers sind anzugeben.  
Die Schriftleitung behält sich das Recht vor, Kürzungen  
und Änderungen vorzunehmen. Einwendungen ohne An-  
gabe von Honorarbedingungen gelten als honorarfrei.

Nr. 3

Reval, 25. März 1929

6. Jahrgang

**W**ir werden jeder Gefahr gewachsen sein und jeder Hinterlist überlegen sein, wenn ihr die Lehre als eine unsterbliche Lehre predigt, daß ein Volk, das frei sein will, nicht unterjocht werden kann, wenn ihr Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Bescheidenheit, Frömmigkeit, Tapferkeit als die schönsten Zierden des deutschen Mannes lehrt und bewahrt.

Ernst Moritz Arndt.

## Baltische Heimat.

Von Margarete Beckmann.

Es war zur Zeit des Weltkrieges.

Die deutsche Bevölkerung der Ostseeprovinzen bewegte sich schweigend und gedückt in den Straßen der Städte. Bekannte gingen stumm grüßend an einander vorbei oder sprachen in kaum vernehmbarem Flüster-ton mit einander, sich ängstlich umschauend, ob nicht ein Späher in der Nähe weile.

Die Jugend eilte nach Unterrichtschluß schneller als sonst durch die Gassen, aber nicht plaudernd und sich fröhlich zurend, und selbst in den Geschäftslokalen ging es einsilbig her, wo die alten Damen nun ver-mittels geschriebener Zettel ihre Einkäufe machten.

Es war die Periode des Krieges, in welcher die deutsche Sprache nur noch in der Kirche öffentlich ge-brauht werden durfte, dem Zufluchtsort so vieler in dieser drangsalvollen Zeit.

Spionage und Verleumdung verseuchten das Land. Alter Haß flammte auf, suchte und fand Vergeltung,

denn was wurde nicht alles von den russischen Gerich-ten als Wahrheit angenommen. Geradezu märchenhaft lauteten die Anklagen.

Hier hatte angeblich ein Pastor vom Kirchturm aus dem Feinde Mitteilungen durch Lichtzeichen gegeben, dort war ein Luftschiff von einem Gutsbesitzer empfan-gen und mit Lebensmitteln versehen worden.

So ungeheuerlich die Verleumdungen klangen, sie fanden Glauben, und ein Gutsbesitzer, ein Pastor nach dem andern mußte den harten Weg in die Verbannung antreten, während die Söhne, ihrem Fahne-eid ge-treu, für Herrscher und Reich gegen die deutschen Brü-der kämpften.

Noch saß Georg Brandensfels ruhig auf seinem er-erbten Gut, doch seine Frau lebte in steter Sorge um ihn, daß ein unvorsichtig geäußertes Wort Veranla-gung zu einer Anklage geben könnte, denn er meinte, daß er sich nie und nimmer den Mund verbieten lassen

würde; ein aufrechter Mann sage stets seine Meinung.

Die Freude über einen deutschen Sieg durfte man natürlich nicht verlautbaren, aber hatten sie nicht alle Verwandte im Felde, welche über die russische Mißwirtschaft klagten, besonders über die schlechte Versorgung des einfachen Soldaten, während die Vorgesetzten praßten!

Brandenfels' eigener Sohn stand an der Front und hatte genug Schlimmes über die dort herrschenden Verhältnisse berichtet.

Schwer wurden die Lieferungen fürs Militär empfundener, besonders da es an den nötigen Hilfskräften zur Bestellung der Felder mangelte.

Brandenfels war es jedoch bisher noch gelungen, die Bewirtschaftung seines Gutes auf der Höhe zu erhalten. Da wurden eines Tages seine besten Pferde requiriert, Tiere, die er selbst voll Liebe und Sorgfalt aufgezogen, auf die er stolz war. Wohl beherrschte er sich in Gegenwart der Militärkommission und biß die Zähne vor Wut zusammen, aber nachher machte er seiner Empörung Luft.

Eine Woche später erhielt er eine Vorladung zum Gericht. Das von ihm Geäußerte wurde entstellt und vergrößert wiedergegeben. Er hätte das russische Militär verunglänpft; gemeint, seine Pferde seien zu schade, sie würden bald zu Schanden gejagt werden oder durch schlechte Behandlung verkommen und in den Soldatenkessel wandern; auch die besten Gänse könnten dem Heer nicht zu einem Siege verhelfen.

Die Verhandlung war kurz, und das Urteil lautete auf Verbannung nach Sibirien. An ein Appellieren war nicht zu denken. Brandenfels mußte froh sein, noch auf sein Gut zurückkehren zu können, um seine Angelegenheiten in Eile zu ordnen.

Zum Trost diente ihm der Gedanke an seine Lebensgefährtin. Er wußte, daß sie nicht klagen und weinen und ihm den Abschied noch schwerer gestalten würde, als er ohnehin war. Ebenso tapfer und aufrecht würde sie sein wie damals, als der einzige erwachsene Sohn ins Feld gemußt. Nun war nur noch der junge Otto zu Hause, ihrer beider Stolz und Freude. Gut, daß seine Frau noch dieses Kind bei sich hatte; bis er herangewachsen, würden die Spuren des jetzigen Krieges längst verwischt sein.

Brandenfels peinigte besonders der Gedanke an das Nichtstun in der Verbannung, was ihm, dem schaffensfreudigen, tätigen Manne, am schwersten fallen würde, der gewohnt war, sich persönlich um alles in der Wirtschaft zu kümmern. Und sein schönes Gut, was würde aus dem werden? Aber auch hier brachte der Gedanke an seine Frau Erleichterung.

Sie war ihm stets eine verständnisvolle Gehilfin in den Sorgen und Nöten des landwirtschaftlichen Berufs gewesen, voll Interesse und praktischer Rat schläge. Sie würde sicher das Gut mit den alten Leuten vor Verfall schützen.

Sie wäre am liebsten mit ihm in die Verbannung gegangen, aber der Besitz mußte gehütet werden, und Otto sollte nicht um seine deutsche Schulbildung kommen.

Letzterem war des Vaters Verschickung nicht klar zumachen. Er wiederholte immer wieder: „Aber Ger-

bert kämpft doch für den Zaren, wie kann er Papa fortschicken, der doch auch nichts Böses getan hat?“

Beim Abschied sagte ihm der Vater: „Sieh, daß du ein rechter Balke wirst. Vielleicht erlebst du es noch, daß unsere Heimat wieder deutsch ist.“

Zu seiner Frau aber wendete er sich mit den Worten: „Wir müssen durchhalten, nur den Kopf hoch tragen und uns nicht unterkriegen lassen. Auch für uns kommt noch eine andere Zeit, wie es stets das wechselvolle Geschick unseres Landes mit sich gebracht hat.“

Langsam ging ein Kriegsjahr nach dem andern hin. Frau Brandenfels war unermüdllich tätig, um das Gut in gutem Zustande zu erhalten. Ausführlich und ermutigend waren ihre Briefe an den Mann, der unsäglich unter der erzwungenen Untätigkeit litt, abgleich er Gesellschaft an Heimatenossen hatte.

Zunmer wieder richtete sie ihn auf durch ihre Zuversicht, daß der Krieg doch nun bald ein Ende haben müsse, und er zurückkommen würde.

Dann kam der Umsturz in Rußland, welchem schließlich der Waffenstillstand folgte.

Frau Brandenfels jubelte auf. Nun würden Mann und Sohn bald zurückkehren.

Da, mitten in die Freude kam die Nachricht vom Tode des Sohnes, welcher in einem der letzten Kämpfe gefallen war. Getötet kurz vor dem Ende des jahrelangen, blutigen Ringens, gefallen für ein Land, dessen Obrigkeit ihren Mann in die Verbannung geschickt, ein Land so wesensfremd, so fern ihrem Denken und Fühlen.

Voll Bitterkeit war dieser Schmerz. Vergeblich suchte Frau Brandenfels nach einem Trost. Für sie gab es nichts als ein stummes Sichfügen in das unerbittliche Schicksal. Sie beneidete die Mütter in Deutschland, die ihre Söhne fürs Vaterland geopfert hatten, für eine heilige Sache hatten dahingeben können. Ihr Sohn war gefallen im Kampf gegen den deutschen Bruder, gezwungen von harter Pflicht, treu seinem Fahneneid.

Ihren Mann wollte sie die Nachricht noch vorenthalten. Sie wußte, wie schwer sie ihn treffen würde, und sie hatte zum ersten Mal in ihrem gemeinsamen Leben keinen Trost für ihn bereit. Er mußte nun bald zurückkommen. In der Freude des Wiedersehens, im altvertrauten Heim, umgeben von ihrer Liebe und den herangewachsenen Sohn neben sich, da sollte er es erfahren.

Nun begann die Zeit des Wartens. Briefe brauchten ohnehin lange, bis sie den weitentlegenen sibirischen Ort erreichten, und die Zustände im Inneren des Reiches waren vollkommen chaotisch geworden.

Die von der Front eingenüchert zurückströmenden Soldaten bemächtigten sich der Eisenbahnzüge, um so rasch als möglich heimzukehren. Da würden die armen Verbannten sich in Geduld fassen müssen, ehe für sie Beförderungsmittel gefunden wurden.

Ein Schreiben erhielt noch Frau Brandenfels von ihrem Mann, in welchem er die Hoffnung aussprach, sie und die Heimat bald wiedersehen zu können, denn auch in seinen weitentrückten Winkel war die Nachricht vom Umschwung der politischen Verhältnisse gelangt.

Er hatte kürzer geschrieben als sonst, da er sich krank fühlte und nur seiner Freude Ausdruck verleihen wollte über die Aussicht auf baldige Heimkehr und darüber, daß er sie nun von allem Drangsal befreit wußte.

Wie konnte Brandenfels ahnen, was für Leiden die nun über das arme Land hereinbrechende Flutwelle der raubenden und mordenden Soldateska mit sich brachte.

„Nieder mit der Bourgeoisie“, war der Schlachtruf, und jeder war ein Bourgeois, der noch über Lebensmittel in seinem Hause verfügte oder einen guten Mantel hatte.

Sauszuchtungen und Überfälle waren an der Tagesordnung, der friedliche Bürger war machtlos, da er keine Verteidigungsmittel besaß, während jeder nach Rußland heimziehende Soldat Waffen bei sich führte.

Wieder begann das Märtyrertum der ersten Kriegsjahre, denn erneut ging es gegen die Deutschen, und die Verhaftungen hörten nicht auf. Aber jetzt handelte es sich nicht mehr um einzelne, nein, massenweise wurden sie oft nächtlicherweise aus den Betten geholt, wurden verfolgt, gejagt wie das Wild.

Vom Lande war alles in die Städte geflüchtet; geflohen vor den Verteidigern, dem russischen Militär, den marodierenden Soldaten-Genossen.

Verwüstet war alter Kulturboden, zerstampft die Ernte auf den Feldern von Transportwagen und Kriegspferden. Leere Fensterhöhlen starren aus verwüsteten Wohnhäusern, deren Türen verheizt waren; verkohlte Obstbäume reckten ihre schwarzen Stümpfe gen Himmel; Kirchen waren geschändet und ihres Schmuckes beraubt; in den Gräben lagen zerbrochene Wagen und verwesende Pferdekadaver.

Es schien, als hätten alle Schrecken der Kriegsjahre diese blühenden Gegenden heimgesucht, welche doch nie der Schauplatz eines Gefechts gewesen waren.

Furchtbar herrschte der bolschewistische Terror, und schreckenverbreitend wälzte sich die rote Soldatenhorde über das alte Kulturland.

Da kam die Nachricht, daß Deutschland den Krieg fortsetzen würde, und das deutsche Heer rückte vor, bis ganz Livland und Estland befreit waren.

Alles atmete auf, doch war die Freude keine ungetrübt, denn noch lastete die letzte Schreckenszeit auf allen Gemütern, und man hangte um das ungewisse Schicksal der vielen Verschleppten.

Die Bewohner des flachen Landes wagten es, wieder in ihre Heimstätten zurückzufahren.

Auch Frau Brandenfels fuhr auf ihr Gut hinaus, wo sie dank der von der großen Heerstraße abgelegenen Gegend keine allzu schlimmen Schäden vorfand.

Aber schwer bedrückt war sie durch das Ausbleiben jeglicher Nachrichten von ihrem Mann.

War er ernstlich erkrankt nach dem letzten Brief, in welchem er von einem Unwohlsein geschrieben? Hatte er vielleicht die Heimreise angetreten und konnte bei der großen Unordnung im Reich nicht weiterfahren? Oder war er gar in den überall ausgebrochenen Bürgerkrieg hineingeraten?

Frau Brandenfels' Herz krampfte sich zusammen

bei dem Gedanken, daß ihm etwas zugestoßen sein konnte. Aber sie tröstete sich damit, daß nun Deutschland den Rücktransport der Verschickten von der russischen Regierung verlangen würde.

Was für eine Heimkehr würde das jetzt sein in die deutsche Heimat! Was man kaum zu hoffen gewagt hatte, war zur Tatsache geworden. Nicht nur die Heimat war befreit, nein, die Entrechteten hatten ein Vaterland gefunden.

Was nur an Arbeitskräften zu beschaffen war, ließ Frau Brandenfels herbeiholen zur Frühjahrsbestellung, denn ihr Mann sollte bei seiner Ankunft die Felder bebaut vorfinden, mit dem Vieh und den Pferden sah es ohnehin kläglich aus.

Schon hatte der Frühling über das von roher Menschenhand zerstörte Gebiet seinen lichtgrünen Schleier gespreitet, als die Verschickten heimzukehren begannen.

Frau Brandenfels erwartete täglich die Ankunft ihres Mannes. In stillem Stolz dachte sie an die Freude, mit welcher sein Blick auf den grünenden Aekern ruhen werde.

Eines Tages ließ sich ein Pastor bei ihr melden, der, wie sie wußte, die Verbannung mit ihrem Manne geteilt hatte. Ein Schreck durchfuhr sie. Warum kam er und nicht ihr Mann?

Als sie dem Pastor gegenübertrat und ihm ins Auge schaute, hatte sie nur den einen Gedanken: stark sein, um jeden Preis stark sein.

Der Pastor brachte ihr die letzten Grüße ihres Mannes. Das Unwohlsein, von dem er ihr geschrieben hatte, war der Beginn des Flecktyphus gewesen. Der Pastor hatte ihn bis zuletzt besucht, aber der Kranke hatte stets wiederholt: „Nicht schreiben, nicht schreiben, meine Frau wird sich beunruhigen“. Kurz vor dem Tode, als er gefühlt, daß es zu Ende ging, hatte er dem Pastor Grüße aufgetragen und ihn gebeten, keine schriftliche Mitteilung zu machen, sondern ihr persönlich die Nachricht zu überbringen, wenn er wieder in der Heimat sein würde.

Frau Brandenfels sah stumm. Da sie keine Fragen stellte, legte der Pastor schweigend den Trauring und das Notizbuch des Verstorbenen vor sie auf den Tisch und ging leise hinaus.

Als einige Stunden später der Verwalter, wie immer am Abend, kam, um den Arbeitsplan für den nächsten Tag zu besprechen, antwortete sie auf seine Frage: „Machen Sie, was Sie wollen, mir ist es einerlei“.

Verständnislos sah der schlichte Mann sie an; da schluchzte sie auf: „Der Herr kommt nicht mehr zurück“.

Bergeblich war ihre Arbeit gewesen, umsonst hatte sie in freudiger Erwartung unermüdet geschafft; der, für den alles bestimmt gewesen, würde es nicht sehen, würde nie mehr heimkehren in das Haus seiner Väter. Am liebsten hätte sie keinen Blick mehr getan auf die grünenden Saaten und blühenden Obstbäume.

Am nächsten Tage jedoch, als Otto sich tröstend und Trost suchend an sie lehnte, da wußte sie wieder, wo ihre Pflicht lag, und daß ihre Arbeit nicht unnützlich gewesen war. Noch hatte sie einen, den Einzigen jetzt, für den sie sorgen konnte. Mußte nicht vielleicht der Tod von Vater und Bruder mit dazu dienen, um diesen Letz-

ten und die ganze Heimat einer lichten Zukunft entgegenzuführen? War es nicht schon neues Leben, das sich rings im Lande regte? Sicherheit von Leben und Eigentum war gewährleistet; Schulen und die Landesuniversität wurden neu eröffnet. Beide würden ihrem Sohn zugute kommen, dem jetzt nur noch ein Jahr bis zum Abiturium fehlte.

Der Herbst zog ins Land und brachte eine gute Ernte. Es füllten sich Speicher und Vorratskammern, so daß man nach den fargen Kriegsjahren ruhig dem Winter entgegensehen konnte.

Dann aber kam der Zusammenbruch des deutschen Meeres. Herab sank die Fahne, welche so stolz in den baltischen Provinzen geweht hatte.

Schmend fuhr Novembersturm über das Land und mahnte, Grauen und Verzweiflung weckend, an die deutegierigen Wölfe, welche in Gestalt vertierter roter Truppen an den Grenzen zum Einbruch bereiftanden.

Wer konnte, floh; wenn nicht nach Deutschland, so wenigstens in die großen Städte Riga und Reval, wo man eher glaubte, auf Hilfe von auswärts rechnen zu können, oder auf eine leichtere Möglichkeit zur weiteren Flucht ins Ausland.

Die Zurückbleibenden sahen die einst als Retter erschienenen deutschen Soldaten das Land verlassen, welches, seinem Schicksal preisgegeben, die Ankunft der Genfer erwartete.

Frau Brandenfels war in die Stadt gezogen, aber sie floh nicht. Otto war zu jung, um von den Roten einberufen zu werden, auch hoffte sie, durch ihr Bleiben den Besitz dem Sohne eher erhalten zu können.

Eine qualvolle, furchtdurchzitterte Zeit folgte. Die widersprechenden Gerüchte erhielten die Gemüter in steter Aufregung. Bald waren es niederdrückende Schreckensnachrichten über die Bluttaten der Bolschewisten, bald trostreiche, nur zu gern geglaubte Meldungen von nahender auswärtiger Hilfe.

Doch näher, unaufhaltfam näher rückte die rote Flut.

Schwer und düster lastete Dezembernebel über der Stadt, in der Frau Brandenfels lebte. Wie ausgestorben lagen die stillen Straßen mit ihren dunklen Häuserreihen in der ersten Morgendämmerung da. Nur aus der Brandenfelschen Wohnung schimmerte Licht, das wie mattglühende Kohlen in die dicke Nebelluft hinausleuchtete.

Hier hatte ein heißer Kampf zwischen Mutter und Sohn bis tief in die Nacht hinein stattgefunden, und die erhellten Zimmer zeigten, daß beide noch keinen Schlaf hatten finden können.

Unruhig warf Otto sich von einer Seite zur andern auf seinem zermüllten Lager, während seine Mutter, nur durch eine Wand von ihm getrennt, zusammengebrochen in der Sophaecke lehnte, wie er sie verlassen hatte.

Die Tränen waren versiegt, die ihr während des Ringens mit dem Sohne zur Verfügung gestanden hatten; nun blieb nur noch dumpfe Verzweiflung. Wohl hatte sie ihrem Jungen bis zuletzt auf alle seine Bitten und Vorstellungen mit einem Nein geantwortet, und als er zuletzt aufgeschrien: „Mutter, willst Du, daß ich

ein Feigling sein soll?“ da hatte sie nur geschluchzt: „Ich kann Dich nicht auch noch hergeben.“

Da war er still hinausgegangen.

Ja, wenn er getobt, aufgetroßt hätte, wie es Jungenart ist, aber dieser Knabe hatte gesprochen wie ein Mann. Was die schweren Kriegsjahre, der Kummer um den Verlust des Vaters und Bruders diesem halben Kinde an geistiger Reife verliehen hatten, war deutlich in Erscheinung getreten.

Ihr Verstand hatte zu allen Bewagsgründen „Ja“ sagen müssen, aber ihr Mutterherz hatte aufgeschrien in wildem Schmerz.

Nun kamen ihr wieder alle seine Worte ins Gedächtnis zurück. Morgen war der Tag, an dem sich alle Männer anschieben lassen sollten, die bereit waren, sich zu einer Kampftruppe zusammen zu tun und zur Verteidigung der Heimat hinauszuziehen.

Otto Brandenfels fand es selbstverständlich, daß auch er sich meldete. Auf's Vernen käme es jetzt nicht an, hatte er gemeint, denn was bedeutete seine Zukunft gegen die Zukunft des Landes. Die roten Hunde sollten das Land nicht haben.

Als die Mutter vom tiefen Schmerz, den sie schon um den Verlust des Vaters und Bruders trug, gesprochen hatte, war seine Antwort gewesen: „Gerade ihremwegen muß ich gehen. Vater soll nicht umsonst um der Heimat willen gelitten haben, und Bruder Herbert gefallen sein, ich will für sie kämpfen. Ich kämpfe auch für Dich und mich, für unsere Freiheit, daß wir als freie Menschen leben können auf dem Boden, den wir dann nicht nur ererbt, sondern durch Kampf zum festen Besitztum erworben haben, das uns niemand nehmen kann.“ Schließlich, als sie nicht zu einer Zusage zu bewegen gewesen war, hatte er ausgerufen: „Es geht uns Höchste, das wir haben, Mutter, um baltische Ehre, um baltische Erde, soll Dein Sohn ein Feigling sein?“

Sie mußte ja schon während er sprach, daß sie ihn gewähren lassen mußte, nicht nur um seiner-, nein auch um ihrerwillen. Auch in ihr regte sich das Blut ihrer Vorfahren, die fest an der Heimatsholle gehalten hatten, ungebrochen in jahrhundertlangem Kampf mit allen Gewalten, die über sie dahingebraust waren.

Sollte die Tradition der alten Baltentreue nicht durch ihren Sohn aufrecht erhalten werden; war sie eine rechte Baltin, wenn sie ihr Kind in übergroßer Liebe zurückhielt? Wohl bäumte sich ihr Mutterherz auf beim Gedanken, diesen Einzigen, welchen ihr der furchtbare Krieg gelassen hatte, in den Kampf ziehen zu lassen. Und gegen den rohsten, grausamsten Feind!

Er brauchte nicht zu gehen, er war zu jung. Doch wenn sie ihn zurückhielt, und er würde bleiben — sie kannte ihren Jungen zu gut, der Vater und Bruder zu ersetzen versucht hatte, so weit er es verstand — würde er es je im Leben verwinden, würde er je wieder der kühne, aufrechte Knabe sein mit den leuchtenden Augen, auf den sie stolz war?

Nein, sie mußte ihn gehen lassen, und in den Schmerz mischte sich ein Unterton von Freude, daß ihr Sohn sich seiner Abstammung wert erwies, nicht nur seiner Familie, nein, baltischer Art und Treue, die für Freiheit und Recht stets eingetreten war.

Trotz den gramdurchwachten Nächten zeigte Frau Brandenfels ihrem Jungen ein heiteres Gesicht. Zu Tränen würde später Zeit genug sein, jetzt sollte nichts die letzten Tage trüben, welche in Ottos Erinnerung licht dastehen sollten.

Zog er strahlend und freudig ins Feld wie ein junger Held, mußte auch sie sich als Geldmutter erweisen und den Abschied seinem weichen Gemüt nicht erschweren.

Viel gab es auch zu tun, um die nötige warme Ausstattung in Eile zu beschaffen, und nur zu rasch kam der Morgen des Aufbruches.

„Mutter, ich komme wieder!“ waren Ottos letzte Worte; dann stürmte er die Treppe hinunter, um der Mutter die aufquellenden Tränen zu verbergen.

Am der Straßenecke drehte er sich um und schwenkte die Mütze; da schimmerte noch einmal das helle Blondhaar auf, und die blitzenden blauen Augen strahlten die Mutter an.

Dann dachte er auch an das kleine Päckchen, welches sie ihm zuletzt in die Hand gedrückt hatte. Er öffnete es und fand Geld darin. Sie hatte ihn schon vorher damit versorgt, wo mochte sie nun dieses noch hergenommen haben? Vielleicht hatte sie gar ein Schmuckstück verkauft?

Das tat ihm leid, sie hätte es nicht tun sollen. Schnell trat er im Vorübergehen noch in einen Blumenladen, kaufte eine schöne blühende Pflanze und kriegelte mit Bleifeder auf ein abgerissenes Stückchen Einwickelpapier einen Dank an die Mutter.

Für Ottos Latendrang dauerte es viel zu lange, bis es zu einem regelrechten Kampf kam. Nur kleine Scharmützel hatte seine Abteilung mit den Bolschewiken zu bestehen. Wie langweilig war das Postenstehen in der Nacht, besonders für den lebhaften Jungen, und doch galt es, mit geschärften Sinnen sich keinen Laut, keine Bewegung entgehen zu lassen.

Furchtbar war das Kältegefühl, welches langsam von den Füßen aufwärtssteigend, alle Glieder in Frost erstarren machte, daß die Zähne aufeinanderstießen, und das Gewehr fast der leblosen Hand entfiel.

Oder wenn der Tauwind brausend und sausend über das Gelände fuhr, Regen mit Schnee vermischt auf einen niederpeitschte, daß man die Augen kaum offen halten konnte, und die Kleidung, wie ein Schwamm von Feuchtigkeit durchzogen, kalt und schwer am Körper klebte.

Da dachte Otto Brandenfels manchmal an sein warmes Bett daheim, aber er fühlte kein Bedenken, wußte er doch, daß er auch durch das Ertragen dieser Strapazen der Heimat diene. Während er hier auf Posten stand, konnten seine Mutter und tausende von Müttern sich eines ruhigen Schlafs erfreuen.

Wie gut, daß die Mutter nur wenig von dem wußte, was es zu ertragen gab an Unheil der Witterung, ermüdenden Märschen, schlechtem Essen und Ungeziefer. Letzteres war für Otto fast das Schlimmste. Er schüttelte sich vor Ekel, wenn er diese kleinen Lebewesen an seinem Körper herumkriechen fühlte, und hätte sich am liebsten die Kleider vom Leibe gerissen.

Endlich sollte es zu einem größeren Kampf kommen. Der Feind hatte sich verschanzt, seine Stellung

war ausgekundschaftet, und in der ersten Morgenfrühe war der Angriff geplant.

Otto schloß vor freudiger Aufregung kein Auge in dieser Nacht. Wie köstlich würde es sein, mit Gurragejährei auf den Feind loszustürmen. Er dachte an die Kriegsspiele in der Schule, wo sie mit wildem Geheul aufeinander losgestürzt waren. Nun handelte es sich nicht mehr um Spiel, jetzt galt es das Leben, aber ebenso freudig und kühn würde er morgen den Feind angreifen.

Endlich nahte die ersehnte Stunde. Langsam und leise schlichen sie sich an die feindliche Stellung heran, überrumpelten die Wachtposten und gingen zum Angriff vor, wobei die Maschinengewehre den Takt knatterten.

Otto stürmte vorwärts. Ungehört verhallten die Worte seines Nebenmannes: „Junge, sei nicht zu hitzig, dich können wir noch brauchen.“

Da, mitten im Lauf, traf ihn die feindliche Kugel ins Herz.

Frau Brandenfels hielt das Schreiben mit der Todesnachricht in der Hand. Das Lob, welches ihrem Sohn gesendet wurde, berührte sie nicht, sie wußte, daß ihr Junge nicht anders als tapfer sein konnte. Was sie aber in ihrem tiefen Schmerz voll Dank empfand, war die Art seines Todes. Nicht hinterrück vom Feinde umgebracht, nicht von einer verirrten Kugel versehenlich getroffen oder auf dem Krankenlager elend dahinsiechend, nein, in den Tod gegangen wie ein junger Held beim Stürmen auf den Feind, schmerzlos dahingesunken im Augenblick höchster Begeisterung. Wenn er sein junges Leben dahingeben mußte, so wußte sie keinen schöneren Tod für ihn.

Sie wollte versuchen, auch diesen letzten Verlust standhaft zu tragen. Es war nie baltischer Frauen Art zu Klagen oder sich brechen zu lassen. Sie hatte nun alles der Heimat gegeben, was sie besaß, auch das Letzte und Liebste. Jetzt stand sie da mit leeren Händen. Aber konnten diese nicht noch Nutzen bringen im Dienste des Nächsten, im Heilen von Wunden, welche die leidensvolle Zeit so vielen Heimatgenossen geschlagen? Konnte sie nicht auch wirken durch das Beispiel des stillen Tragens ihres selbstverständlichen Opfers?

Sie sah im Geist die lange Reihe der vor dem Feinde Gefallenen, der Verschleppten und Verbannten, der in Gefängnissen und auf Landstraßen Hingemordeten, mußte nicht diese mit Blut und unsäglichen Körperlichen wie seelischen Leiden gestreute Saat einst Früchte bringen? Mußte nicht der Geist, welcher alle diese Heimatgenossen beseelt, über den Verlust von irdischem Gut hinweg weiter fortleben in Kindern und Kindeskindern, der Geist der alten Baltentreue, der Liebe zur Heimat?

Für die Einzelabonnenten liegt dieser Nr. der Herbflammen die Nr. 12 des Jung-Roland bei.

## Sport, Turnen, Spiel und Wandern.

### In einer Jugendherberge.

Jugendherberge an der Ostsee. Es ist dunkel, kalt und stinkt. Jedes Bett rücksichtslos ausgenutzt von einer Volksschule, die hier schon seit acht Tagen und Nächten schläft (buchstäblich!).

Wie gesagt, dunkel, kalt und stinkt. Was kann man da anderes träumen, als daß man auf einem hohen Berge liegt, brutal angebunden natürlich, und daß ein dunkler, böser Mann einen aus einer Gießkanne mit kaltem Wasser begießt. Außerdem nähert sich jetzt von irgendwo aus dem Himmelsraum ein feuriger Koloß, der unbarmherzig näher kommt — ein furcht-

bares Getöse, — man wacht auf. — Ein kleiner Junge ist aus der zweiten Etage gefallen. Scheinbar hat er sich nicht verletzt, er sieht fortwährend um sich her, blaß, blöde, mit dicken Augen, während seine ebenfalls erwachenden Kameraden freudig lachen.

„Na, Gustav, biste wieder unten?“

„Was heißt, wie der unten?“ frage ich.

„Er knallt jede Nacht runter.“

„Aber warum laßt ihr ihn denn nicht unten schlafen, wenn er immer —?“

„Das schadet ihm doch nicht. Er knallt ja jede Nacht runter.“ Auch eine Logik! („Turnerjugend“.)

## Erinnerung an Prebelow.

Wie lange ist's nun her, daß wir aus dem lieben Deutschland schieden! Über ein halbes Jahr ist seitdem vergangen, aber wenn auch ein Zeitraum von 50 Jahren zwischen der Gegenwart und jenen herrlichen Tagen läge, sie wären uns unbergänglich. Manchem von uns hat es vielleicht geschienen, dies sei die schönste Zeit seines Lebens gewesen. Und wie schön war doch diese Zeit, voll Frohsinn und Sonnenschein jeder Tag. Die vielen frohen jungen Menschen, die so rasch miteinander bekannt wurden, wie genossen sie die herrlichen Sommertage in der lieblichen Landschaft, die so reich an Wasser und Wald war. — Nach der langen, heißen Eisenbahnfahrt fühlt man sich bei der Ankunft in der Herberge wie in ein Zauberland versetzt. Da liegt oben auf der Anhöhe das freundliche, breitgelagerte Haus mit dem leuchtend roten Dach und dem Glockentürmchen. Die jungen Bäumchen auf der Terrasse und dem Turnplatz sind erst vor wenigen Jahren gepflanzt und geben noch keinen Schatten. Wir treten in den ersten Hof, der das Haus vom Stallgebäude trennt, und dann durch einen Torweg in den Sunenhof der Herberge, wobei wir gleich an die fröhlichen Gesangstunden denken, die wir hier erlebten. Wie lustig war es, in den Schlaffälen in den zweistöckigen Betten übereinander zu schlafen. Wenn man am Morgen die Augen öffnete, blickte man auf den kleinen Kanal mit den zierlichen Birken am Uferande. Wißt ihr Mädchen noch, wie eines schönen Abends sechs weiße brumrende Gespenster vor unseren Fenstern herumstiegen? Das Speisezimmer hatte braune getäfelte Wände mit schönen Bildern daran. Auf den Tischen standen bunte Blumensträuße in den Tonvasen. Unsere beiden ersten Tage verlebten wir fast ausschließlich im Speisezimmer, weil es derart regnete, daß wir nur einen kurzen Spaziergang „nach Mecklenburg“ unternehmen konnten. Wir waren so nah an der Grenze, daß wir in fünf Minuten drüben sein konnten.

Am Fuße der Anhöhe, welche die Herberge trägt, liegt der Prebelowsee. Unergründlich tief, wovon besonders diejenigen überzeugt sind, deren Uhr oder Armband darin verschwunden sind. Im Bootshaus sind die drei Boote angeketet, mit denen wir all die lustigen Wasserfahrten unternommen haben.

Ja, an fast jeden Fleck knüpft sich eine heitere oder ernste Erinnerung. Da ist diese Stelle im Gebüsch an der Brücke, wo wir eines Abends den heimkehrenden Jugendpfarrer erwarteten. Drüben, am zweiten See, beim kleinen Kriegerdenkmal gab es so schöne Blaubeeren. Und das jenseitige Ufer, wo wir so manchen Vortrag gehört haben, so manches wilde Spiel vornahmen.

Denkt Ihr noch an die Abende, wo wir stumm in den nächtlichen Himmel blickten, an dem die Sternschnuppen hinabglitten, oder wo wir in ernstem, eifrigen Gespräch durch den herrlichen deutschen Wald gingen?

Diese Zeit war uns eine Kraftquelle in vieler Beziehung. Nun laßt uns aus dieser abgelegenen Wald einsamkeit in die Welt gehen und den Menschen das mitbringen, was wir dort überreich geschöpft haben — Freude und Kraft!

E. H.

## Winkelried.

### Halbmonatsschrift für deutsche Erneuerung.

Die Zeitschrift erscheint im 7. Jahrgang und schreibt im Januarheft 1929 (103.—104. Heft) über den Weg, auf dem sie dem Deutschen Volke den Gang zur Erneuerung weisen will:

„Wir werden nie durch die Einigkeitsphrase und innerlich tote Organisationen zum einigen Volk, sondern nur durch große, alle Gutwilligen ergreifende völkische Ziele, die uns im Wollen und Wirken zusammenführen und unserem Volksleben den Zug in eine Richtung geben. Solcher Aufgaben sind:

Kampf um den deutschen Lebensraum gegen Versailles, für ein deutschgeführtes Mitteleuropa, für Ostsiedlung, für die Gemeinbürgerschaft der Deutschen in aller Welt;

Ringen um die innere Deutschwerdung durch Heimat- und Volksbildung gegen wurzellose Zerschürfung, jüdische Zersetzung und Fremdherrschaft; für die uns wesensgemäße Staatsgestaltung gegen diesseitigen Marxismus, Pazifismus und westlerischen Liberalismus;

Stärkung der deutschen Volkskraft durch einen gewissen Opfertum, Entsagen und zähen Ringen geläuterten und gestählten Volkstern als Un-



Zahlenrätsel: 1. Semiramis, 2. Chinesen, 3. Herodot, 4. Insel, 5. Lerche, 6. Lenau, 7. Eisen, 8. Reichenhall. Schiller.

Rätselfrage: Hannibal — Kannibale.

Zusammensetzerätsel: Gaudeamus igitur.

Wichtige Lösungen gingen ein von Ad. Peterson, Magda Cordes und Hans Falk (aus Nr. 1).

## Schach und Damenspiel.

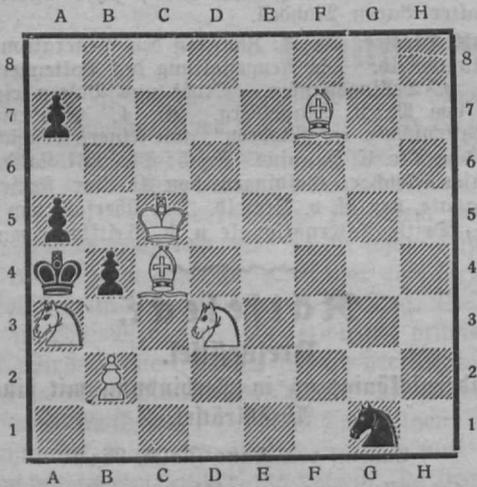
Geleitet von A. Burmeister.

Aufgabe Nr. 22.

Von Dr. A. W. Galitzky.

(Aus seiner in Berlin erschienenen Aufgabensammlung.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß: Kc5, Lc4, Sa3 und d3, Bb2.

Schwarz: Ka4, Lf7, Sg1, Ba5, a7 und b4.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Berichtigung. In der Aufgabe Nr. 21 von A. Jakobson muß ein schwarzer Bauer g3 hinzugefügt werden und die weiße Dame muß auf h2 (nicht auf g2) stehen, da sonst außer der Autorlösung noch eine zweite Lösung zum Ziele führt.

Lösung der Aufgabe Nr. 20 von J. Raab.

1. Ta4—a1 und 2. L resp. T setzt matt.

Wichtige Lösungen sandten ein: W. v. Bezold jun., Gunnar Neumann, Ewald Karp und Gunnar Friedemann (Reval), Boris Lemoniuss (Kopenhagen, Dänemark).

### Briefkasten.

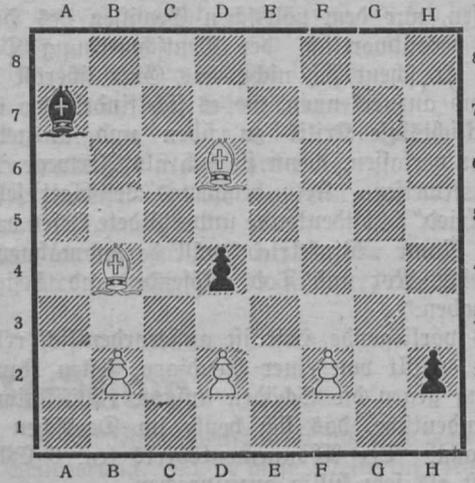
Herrn R. S. 1. Lf2:d2 + führt nicht zum Ziele wegen f3—f2.

Aufgabe Nr. 25.

Von Peter Karp (Reval).

Original der „Herbstflammen“.

Schwarz.



Weiß.

Weiß: Damen b4 und d6, einfache Steine b2, d2 und f2.

Schwarz: Dame a7, einfache Steine d4 und h2.

Weiß zieht an und beraubt die schwarze Dame und die schwarzen einfachen Steine der Bewegungsfähigkeit.

Lösung der Aufgabe Nr. 23 von P. Karp.

1. Dd6—f4, 2. a5—b6, 3. a3—b4, 4. d2—c3, 5. Df4—d2 6. Dd2—c1.

Wichtige Lösungen sandten ein: Raoul Meyman, Oskar Treumann, Nikolai Jakimoff, Guntram Karstin und Gunnar Friedemann (Reval), Eugen Lagsdin (Miga).

### Briefkasten.

B. S. in Reval. Wir danken für die Einsendung, doch ist Ihr von treuer Gesinnung und Heimatliebe zeugendes Gedicht, leider nicht druckreif.

Ad. P. in D. Wir danken herzlich für die fortgesetzte freundliche Mitarbeit.

B. W. Grammatikalisch zerfellt der Wind in Ihrem Gedicht und nicht der Kahn; der hat's ja auch nicht mehr nötig, denn er ist schon kaputt. Und dazu singt das Abendrot! Wahrlich — ein „wehmutsvolles Lied“, aber leider doch nicht druckreif.

A. T. Aber, aber! Warum denn über Gartenzäune steigen? Es geht doch auch anders! Wollen Sie nicht lieber den Schauplatz des „füßen Geheimnisses“ in den Wald an einen großen, alten Baum verlegen? Dort ist man auch sicherer vor unberufenen Augen, und das eingeschnitzte Herz hätte einen würdigen Platz. — Aber es liegt doch etwas drin, in Ihrer kleinen Erzählung, das in Zukunft etwas Meisterei erwarten ließe.

Th. W. — D. Besten Dank für die Gedichte; wir werden sie gerne bringen.

Edith P. Besten Dank; wir werden die Gedichte gelegentlich bringen.

Abonnements auf die „Herbstflammen“ nehmen entgegen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstr. 12); alle Staatspostanstalten im Inlande, in Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland und Schweden; außerdem: in Arensburg: Wally Sohn; in Dorpat: J. G. Krüger Buchhandl.; F. Bergmann Buchhandl.; in Fellin: Buchhandlung Ring; in Hapsal: G. Keller; J. Koppel; in Narva: N. v. d. Bellen, Westermwall-Str. 16; in Pernau: E. Treufeldt; in Reval: F. Wassermann; Kluge & Ströhm; in Walk: Fr. Rehmann; in Weissenstein: N. Seidelberg; in Wiero: Buchhandlung Songi und die Druckerei Walter Pohlak u. Ko.; in Wiesenberg: Frau Montkewicz (Langstraße 41) und die Buchhandlung Joh Sarap (M. Saar). Dasselbst auch Anzeigenannahme und Verkauf von Einzelnummern.